

Fazit: Ruinen als Schauplätze eines Ringens des Menschen mit sich selbst

Phaidros: Das Schönste, was es gibt, kommt nicht vor in der Ewigkeit.

Sokrates: Wohin verlegst Du es denn?

Phaidros: Nichts Schönes lässt sich vom Leben abtrennen. Das Leben ist das, was stirbt.¹

Das vielleicht stärkste Motiv zu philosophieren, ist der Tod. Nicht ohne Grund spricht Michel de Montaigne davon, dass Philosophieren sterben lernen heißt.² Wir kommen aus dem Leben nicht unbescholten heraus – diesem Schicksal kann sich niemand entziehen. In der ästhetischen Erfahrung mit den Ruinen als Spuren im Raum tritt diese Einsicht in die Vergänglichkeit allen Daseins einschließlich unseres eigenen unmissverständlich ins Bewusstsein. Wir bräuchten uns nicht fragen, was es mit uns und der Welt auf sich hat, wenn alles immer so oder anders weiterginge; wir könnten uns ohne Umschweife auf eine instrumentelle Perfektionierung aller Lebensbereiche konzentrieren. Wie der Mensch Zeit und Raum seines Daseins gestalten soll, macht nur Sinn zu fragen, weil unser Raum und unsere Zeit begrenzt sind. Wie der Mensch seine Lebenszeit verbringen will, muss er indessen mit sich selbst, seinen Mitmenschen und seiner Lebenswelt ausmachen, vorausgesetzt ihm kommt das Privileg zu, diese Bestimmung überhaupt selbst vornehmen zu können. Schließlich sind viele menschliche Existenzen durch innere und äußere Zwänge gar nicht erst in der Lage, nach ihrem Daseinssinn zu fragen, geschweige denn ihn selbst zu setzen. Für diejenigen, die es können, ist die Setzung das Ergebnis eines Ringens des Menschen mit sich selbst und zwar in intrasubjektiver wie in intersubjektiver Hinsicht. Wir haben im Zusammenhang mit der Sprache gesehen, dass der Mensch von vornherein als soziales Wesen gedacht werden muss und selbst die Introspektion der privaten Selbstreflexion im Sinne des Selbstgesprächs letztlich auf potentielle Mitteilbarkeit angelegt bleibt. Indem der individuelle Mensch

¹ P. Valéry: *Eupalinos oder der Architekt*, S. 50f.

² Vgl. Michel de Montaigne: *Essais*, ausgewählt und eingeleitet von Arthur Franz, Berlin 2008, S. 52–62.

mit sich selbst ringt, ringt somit in gewisser Weise auch die kollektive Gattung Mensch mit sich.

Die Ruine ist neutral, an und für sich kommt ihr keinerlei Bedeutung zu. Erst im reflexiven Blick ihrer Betrachter erscheint sie als alles Mögliche ohne deshalb beliebig gedeutet werden zu können. Im Medium unterschiedlicher bestimmender Medien sind wir dazu befähigt und aufgefordert, auf dem Spiel stehende Selbst- und Weltverständnisse sowie unsere Wahrnehmung von der Welt und uns selbst am Gegenstand der Ruine zu reflektieren. Die Geschichte der Kunst wie der Philosophie lassen sich in dieser Perspektive als fragmentierte Trümmerlandschaften ihrer Reflexionen betrachten.

Das hier entfaltete Verständnis von Ästhetik operiert zwischen Begriff und Anschauung, zwischen Verständnis und Wahrnehmung, zwischen Einsichten und Aussichten. Als *ästhetische Reflexion* lässt sich dieser Prozess eines Aushandlungsgeschehens zwischen Begriff und Anschauung fassen. In der Korrespondenz, dem Dialog zwischen Subjekt und Objekt in dem Dinge und Wahrnehmungen wechselweise aufeinander antworten, liegt die eigensinnige Dynamik ästhetischer Wahrnehmungssituationen. Kants ästhetisches Spiel der beiden Erkenntnisvermögen Einbildungskraft und Verstand ließe sich für den Ruinenkontext statt an der Spielmetapher auch an der Metapher des Ringens oder des Kampfes explizieren, wenngleich damit das Spielerische des Ästhetischen dem Existentiellen weicht. Letzteres kann zumindest im Blick auf das Ruinenästhetische überzeugen, da die mit den ästhetischen Reflexionen einhergehenden Überlegungen uns nicht selten in besonders existentieller Weise angehen: Es geht schließlich um nichts Geringeres als unser Leben und unseren Tod, unser Zusammenleben in einer geteilten Lebenswelt sowie unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wenn wir angesichts von Ruinen die hier angeführten weitreichenden Reflexionen anstellen. Nicht allein an den Metamorphosen der realen Ruine realisiert sich diese Form der ästhetischen Reflexion. Für das Ruinenästhetische von besonderer Bedeutung sind zudem die ästhetischen Medien und Künste, in denen die Ruine zu einem *performativen Transformationsobjekt* wird, das durch variierende Wahrnehmungs-, Verständnis- und Darstellungsweisen *immer wieder neu* und *immer wieder anders* in Szene gesetzt wird. Diese ästhetische Reflexionspraxis als performative Transformation der Ruine geht mit theoretischen, ästhetischen und artistischen Reflexionen im beschriebenen Sinne einher. Ruinen werden dieser Sichtweise zufolge zu Schauplätzen eines Ringens des Menschen mit sich selbst.

In diesem letztgenannten Sinne lässt sich der Bogen zum Beginn der Schrift und Simmels These von der Ruine als Schauplatz zweier miteinander streitender Parteien der Seele schlagen. Simmels großen Kampf zwischen dem *Willen des Geistes* und der *Notwendigkeit der Natur*, der die Ruine zum Kampfplatz zwischen Geist und Natur werden lässt, verschieben meine Überlegungen in Richtung der ästhetischen Reflexion, welche die Ruine zum Schauplatz eines Selbstverständigungsgeschehens zwischen Anschauung und Begriff werden lässt. Es ist die ästhetische Erfahrung – hier als ästhetische Reflexion bestimmt – die das spannungsreiche Gefüge leiblich-sinnlichen Erlebens und kognitiv-begrifflichen Sondierens realisiert. In diesem Sinne eines ästhetischen Reflexionsgeschehens in atmosphärischen Erscheinungszusammenhängen werden die Ruinen zu einem Schauplatz des Ringens des Menschen mit sich selbst.

›Kampf‹ und ›Ringen‹ sind zunächst eher destruktiv konnotierte Begriffe. Das passt zwar zum Thema Ruinen, worum es hierbei jedoch geht, das sind demgegenüber die Produktivkräfte solcher Prozesse. Die auf weitreichendem Wissen basierende Bedeutungsfülle, die sich an den Gestalten der Ruinen zeigt, verwirklicht die ästhetische Reflexion in der ästhetischen Erfahrung. Mögliche Wahrnehmungs- und Verständnisweisen ihrer Gegenstände vergegenwärtigt die sinnliche und sinnhafte Begegnung mit der konkreten Materialität der Ruinen als Spuren im Raum oder ihren medialen und artistischen (Re-)Präsentationen. So gesehen zeigt sich im Ruinenästhetischen der Bedeutungsreichtum menschlicher Selbst- und Weltbegegnung. Ihre stärksten Momente sind indessen paradoxen Charakters. Zutiefst Widersprüchliches hält die ästhetische Begegnung mit Ruinen und Ruinösem zusammen. Hierin liegt nicht etwa ein Manko des Ruinenästhetischen, sondern vielmehr dessen höchster Wert: uns die prinzipielle Freiheit und Offenheit unserer Selbst- und Weltbestimmungen vor Augen zu führen. Diese Freiheit lässt sich in keinen Lebensvollzügen so deutlich realisieren, wie in der ästhetischen Auseinandersetzung – in unserem Fall mit Ruinen. Und mehr noch: Diese Freiheit kann nur als ein Vermögen *innerhalb* der Grenzen des Lebens bestimmt werden. Eine ästhetische Gegenwart gibt es für Lebewesen nur, solange sie gegenwärtig sind. Die Anästhesie des Leibes durch den Tod beendet auch alles Ästhetische. Wo das Leben endet, endet auch das Ästhetische als gesteigerte Form gespürter Gegenwart. Das Schöne gibt es nur, wo es das Leben gibt, heißt das. Und wo menschliches Leben herrscht, da entstehen Ruinen, die unsere ästhetische Aufmerksamkeit wecken. In der Korrespondenz zwischen den Ruinen als Objekten und uns selbst als Subjekten der Vergänglichkeit besteht die existentielle Dimension des Ruinenästhetischen: An den Ruinen der Welt zeigt sich *unsere Welt* als Ruine. Dass die Ruinen eines Tages den Menschen überdauern und schließlich selbst verschwinden werden, bleibt zwangsläufig eine imaginative Reflexion, da sich kein menschlicher Standpunkt einnehmen ließe, der solcherlei Überlegungen verifizieren oder falsifizieren könnte. Ob es also eines Tages heißt: »*etiam periere ruinas* – selbst die Ruinen gehen unter«,³ wie Lukan, der Neffe Senecas schreibt, obliegt einzig der Reflexion an den Spuren im Raum.

3 A. Schnapp: *Was ist eine Ruine?*, S. 69.

